

Dermisches.

Heiligenberg, 13. August. Beim Umsehen eines Komposthaufens im Hofe der hiesigen Papierfabrik gruben die Arbeiter einen Klumpen flebriger Eier aus, die etwa die Größe von Sperlingseiern hatten. Bald traf man einen zweiten und einen dritten solcher Eierhaufen an. Der von diesem Fund benachrichtigte Fabrikdirektor erkannte sie sofort als die Eier von Ringelnattern, die in den Vogesen häufig vorkommen. Um das Ausschlüpfen der kleinen Schlangen besser beobachten zu können, ließ er einen dieser fest zusammenklebenden Eierklumpen in den durchwärmten Dampfmaschinenraum bringen. Die Ringelnatter ist für den Land- und Forstwirt überwiegend nützlich, da sie sich hauptsächlich von Fröschen, Mäusen, Insekten usw. nährt. Da sie keine Giftzähne, wie die Kreuzotter, ist ihr Biß ungefährlich. Sie hält sich gern an buschigen Ufern und ruhigen Gewässern auf. Ihre Eier legt sie mit Vorliebe an einen feuchten, warmen Ort, wie obengenannten Komposthaufen. Die eben ausgeschlüpfen Jungten sind etwa spannenlang. Die Ringelnatter wird ungefähr einen Meter lang; sie ist stahlfarbig und hat hinter den Schläfen zwei gelbe oder weiße Flecken. Sie ist daran leicht von der Kreuzotter zu erkennen, die kaum etwas über einen halben Meter lang wird, von Farbe graubraun oder silbergrau und auf dem Rücken mit einem Zickzackband versehen ist.

Alte und moderne Artillerie. Eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigt sich zwischen den Kanonen, die man bald nach der Erfindung des Pulvers konstruiert hat, und den modernen Geschützen. In den alten Kanonen die in Museen und Zeughäusern aufbewahrt werden, findet man Vorrichtungen, die den Beschauer fast veranlassen könnten, sie als eine moderne Erfindung anzusprechen. Systeme, wie z. B. die Eisenbänder, die durch Aufrollen von Metalldrähten gebildet werden, scheinen demnach keine moderne Erfindung zu sein, da man sie an den alten Kanonen ebenfalls vorfindet. Das Merkwürdigste ist, daß man den Keilverschluß, wenn auch nicht in der ausgearbeiteten Form, bei alten Geschützen schon vorfindet, wo das Bodenstück von der Seite durch Schrauben geöffnet werden kann. So war das Laden durch das Bodenstück, das praktisch und allgemein erst bei den Hinterladern in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. angewandt wurde, schon zur Zeit Franz I. bekannt. Im Berliner Zeughaus befindet sich u. a. eine alte eiserne Kanone, die besonders durch eine Konstruktion auffällt, die an

unsere modernen Krupp'schen Kanonen erinnert. Im Bodenstück befindet sich ein rechtwinklig stehendes Zapfloch, durch das die Fandung erfolgt. Nach einer andern Kanone in demselben Zeughaus zu urteilen scheint man diese Konstruktion sogar schon früher gekannt zu haben.

Ein trübes Bild von Alkohol-Elend in der Kinderwelt entrollt der „Nedar-Ztg.“ zufolge eine Schilderung, die einem Kinderhort in einer hiesigen sächsischen Stadt entstammt: „Neulich spielten auf der Knabenabteilung zwei Kinder mit Geld, der eine Junge mit einem Fünf-, der andere mit einem Zehnpennigstück. Die Schwester nahm, nachdem die Kinder gar nicht aufpassen wollten, endlich diesen das Geld weg und meinte, Knaben in diesem Alter sollten eigentlich kein Geld in die Hände bekommen, woher sie es hätten und wozu. Der eine hatte es „gepart“, der andere von der Mutter, beide aber erzählten ganz vergnügt, daß sie sich Rum dafür kaufen wollten, Rum in den Tee. Auf weiteres Fragen der Schwester stellte es sich heraus, daß nicht nur diese beiden, sondern etwa 20 unter 40 Kindern abends mit den Eltern Tee mit Rum, „damit er stärker schmecke“, tranken. Auch die Mädchen kannten das Getränk. Ich sah mir die Kinder darauf hin an. Die meisten sind klein und im Wachstum zurückgeblieben; alle haben sie blass, alte Gesichter mit frühreifem Ausdruck, einige zeigen die richtigen Gaumerphysiognomien, manche blicken stumpf. Zum Lernen haben sie kein Konzentrationsvermögen. Doch ist es bei den Knaben schlimmer als bei den Mädchen. Zur Abstellung solcher schreienden Mißstände mitzuhelfen erscheint als eine unabwiesliche humanitäre und soziale Pflicht.

Die Macht der Gewohnheit. Von M. Grothe.) Sie waren beide schon alt, er und sie. Alle Freuden und Leiden des Daseins hatten sie ehelich miteinander geteilt und nun hatten sie es noch so weit gebracht, sich Pferd und Wagen halten zu können. Wenn jemand aber glaubt, es wäre darunter eine nette Chaise mit einem feurigen Napfen davor gemeint, der ist sehr auf dem Holzwege. Nein, sie hatten ihr Geschäft vergrößert und zu diesem Zweck einen Kohlenwagen mit einem autsmüden Gaul davor angeschafft. Alle Tage konnte man die beiden alten Leute durch die Straßen der Stadt fahren sehen. Sie munterte ihren Gaul hin und wieder mit der Peitsche auf, damit er das Weitergehen nicht vergaß, und er, er pries seine Ware an: — — Kohlen, Kooohlen. — — Hin und wieder nickte er auch mal ein und dann mußte seine Alte auch ihn noch daran erinnern, daß

er in diesem Jammertal noch existiere. Ein kräftiger Rippenstoß ihrerseits und: „Kohlen, Kooohlen“ — — seinerseits. Daß er einnickte, kam oft vor. So ging es einen um den anderen Tag; aber der Sonntag ist der Tag des Herrn. Beide pilgerten dann einträchtiglich zur Kirche. Ein schöner Sommer-sonntag war herangekommen. Heiß brannte die Sonne und es herrschte eine drückende Schwüle. Die Gemeinde war zahlreich im Gotteshaus versammelt und auch unsere Beiden fehlten nicht. Der Herr Pastor hatte gepredigt, und schön hatte er gepredigt, und es hatte solch eine andächtige Stille geherrscht, daß es unserem Alten gar nicht schwer gefallen war, einzunicken. Eben steht der Pastor wieder vor dem Altar, um den Segen zu spenden. Heilige Stille herrscht, nichts regt sich. Auf einmal — — Kohlen, Kooohlen — — dröhnt es durch die Kirche. „Sie“ hatte „ihm“ eben einen Rippenstoß versetzt.

Der Stammgast. Der „Matin“ erzählt folgende amüsante Geschichte: Herr Delarivès, ein sehr reicher, alter Herr, ist seit mehr als 10 Jahren immer in demselben Restaurant auf den Boulevards. Und immer an demselben für ihn reservierten Tische, und immer zu der gleichen Stunde und Minute. Und das so pünktlich, als ob er ein Chronometer im Leibe hätte. Ehe er sich an seinem Tische nieder- setzte, überzeugte er sich aufs Genaueste davon, ob auch Stuhl und Tisch auf der alten Stelle standen, und waren beide nur um einen Zentimeter verschoben, so mußten sie zuerst zurechtgerückt werden, ehe er Platz nahm. Zwei junge, wohlhabende Leute, die diese Schrulle des alten Herrn kannten, wetteten um 1000 Franken miteinander. Der eine behauptete, er würde es fertig bekommen, Herrn Delarivès dazu zu zwingen, an einem anderen Platze, als an dem gewohnten, zu speisen, und der andere erklärte das für unmöglich. Um sein Ziel zu erreichen, bat nun der eine, der es für möglich gehalten, den alten Herrn von seinem Platze zu vertreiben, Herrn Delarivès, ob er es nicht gestattete, daß er am nächsten Tage mit ihm an einem Tische speisen dürfe, denn er müßte ein politisches Werk verfassen und möchte ihn über mehrere Fragen um Rat ersuchen. Der alte Herr, der sich durch dieses Ansinnen geschmeichelt fühlte, gestattete es mit dem größten Vergnügen, und so setzte man sich denn am nächsten Tag zu Tisch und sprach über das „ancien régime“. Hr. Delarivès begeisterte sich so sehr für dieses Thema, daß er gar nicht bemerkte, wie sein Gegenüber dem Tische alle Augenblicke einen kleinen Nuck gab und den Tisch immer zu sich heranzog und seinen Stuhl

Im Kampf ums Glück.

Roman von G. v. Livonius.

16) (Nachdruck verboten.)
Jene Zeit in dem kleinen Badeort war ihr noch zu frisch im Gedächtnis, als sie die arme Pianistin war, während Rhona eine Rolle in der Gesellschaft dort spielte. Damals war sie den Mergentheims, den Forsters zu wenig gewesen, jetzt konnte sie sich für diese Nichtachtung rächen, und sie hatte auch den besten Willen dazu.

Rhona durchlebte ein peinliche Viertelstunde; sie atmete auf, als sie endlich los kam.

„Und diese Frau soll ich bei mir empfangen, mit ihr soll ich freundlich verkehren?“ dachte sie bei sich. „Mich so weit zu beherrschen, dazu werde ich nie im Stande sein!“

Aber sie mußte es doch tun, denn ihr Gatte gab nicht nach, er verlangte ungestüm, daß der Verkehr mit den Harrisons aufrecht erhalten werde.

Rhonas Einwendungen, daß ihr Frau Harrison im Umgang gar nicht angenehm sei, wurden von ihm mit einem kurzen „aber ich will es“, abgetan, und wollte sie nicht in ewigen Hader leben, so mußte sie sich fügen. Berta erleichterte ihr durchaus nicht diese schwere Aufgabe.

Für sie war es ein ganz besonderes Vergnügen, Rhona fühlen zu lassen, daß sie sie durchschaue; sie gebrauchte der jungen Frau gegenüber einen freund-

lichen, süßlächelnden Spott, der noch mehr verletzte, als rauhe Unhöflichkeit.

Rhona setzte ihr kaltes Schweigen entgegen, aber es wallte oft heiß in ihr auf und sie mußte ihre ganze Selbstbeherrschung zu Hilfe nehmen, um sich nichts zu vergeben.

Berta war nur kurze Zeit Gräfin Langsdorff gewesen.

Nachdem sie an der Seite ihres Gatten mehrere Monate in Paris zugebracht, kehrte sie mit ihm nach H. zurück.

Sie war von ihrer Ehe nicht ganz befriedigt, denn der Graf war weniger reich, als sie gedacht hatte.

Immerhin war er wohlhabend genug, um seiner jungen Frau jeden vernünftigen Wunsch zu erfüllen, nur bogte Berta leider meist recht unvernünftige Wünsche.

Sie war kaum zwei Jahre verheiratet, als man ihr den Gatten eines Tages sterbend nach Hause brachte.

Der Graf war bei einem Spazierritt vom Pferde gestürzt und erlag nach wenig Tagen den erlittenen Verletzungen.

Berta trauerte nicht lange um den Gatten.

Sie entschloß sich, H. zu verlassen und das Trauerjahr auf Reisen zu verbringen. Es zog sie mit Macht nach Paris, „der Stadt, wo es sich nur allein leben ließ“, wie sie sagte.

In Paris lernte sie auch George Harrison kennen. Als Mann gefiel er ihr gar nicht, aber seine Millionen lockten sie.

Sie erkannte bald, daß es nur an ihr lag, seine Gattin zu werden und sie entschloß sich sehr schnell

dazu, denn ihren gesteigerten Ansprüchen konnte das, was sie von dem Grafen geerbt nicht genügen.

Sie wurde also Harrisons Frau und nun erst konnte sie alle ihre ziemlich weitgehenden Wünsche befriedigen.

Bis zu einem gewissen Grade ließ Harrison seiner Gattin vollständig ihren freien Willen. Hatte er aber einmal gesagt: „Das will ich so und nicht anders“, so brachte ihn nichts mehr von seinem Entschluß ab.

Berta sah, daß bei George Harrison weder Schwollen, noch Bitten und Schmeicheleien etwas nützten. Der Mann hatte einen eisernen Willen und ließ sich nicht täuschen oder hintergehen. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, Widerstand zu leisten, fügte sich die junge Frau; sie sah ein, daß sie auf diese Weise am besten weglam.

So war ihre Ehe eigentlich keine unfriedliche zu nennen. Im ganzen machte sich Berta wenig aus ihrem Gatten. Geliebt hatte sie ihn nie, aber zuweilen fürchtete sie ihn, und sie war immer froh, mit ihm in Frieden auszukommen.

Guido Mergentheim hatte einige empfindliche Verluste erlitten; er wurde fast toll darüber und ließ seinen Kummer daheim an Rhona aus. Wie gewöhnlich kam es wegen einer geringfügigen Kleinigkeit zum Streit und Guido vergaß sich soweit, gegen seine Frau die Hand aufzuheben.

Rhona stand wie zu Stein erstarrt; ihr entsetzter Blick hielt die zum Schlage erhobene Hand auf —

zurückdrückte. Und er hatte das innige Vergnügen, zu sehen, daß der alte Herr vollkommen auf seine List hereinfiel und immer nachrückte, so daß der Tisch nach Ablauf einer Viertelstunde ungefähr einen Meter von dem früheren Standort entfernt stand. Die Stammgäste im Saal, die das Spiel mit Spannung verfolgten, krümmten sich schier vor Lachen. Plötzlich stand der junge Herr auf und sagte ganz laut: „Ich habe meine Wette gewonnen.“ „Welche Wette?“ fragte Hr. Delarivives, sah sich um und war wütend, so gepoppt zu sein. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und bezahlte, aber an der Türe drehte er sich um und sagte zu dem entsetzten Wirt, er würde nie wieder den Fuß über seine Schwelle setzen. — Und nun will der Wirt die Wettenden wegen Verlusts eines Kunden verklagen, der jeden Tag für 40 Franken bei ihm verzehrt hat.

(Humor auf dem Lande.) Man schreibt der „Schles. Ztg.“: Dieser Tage fand in einem großen Gebirgsdorfe im Kreise Waldenburg eine Sitzung der Feuerwehr statt. In dieser wurde u. a. auch eine Verfügung zur Kenntnis gebracht, nach welcher bei einem vorkommenden Brande einige Mitglieder als Wache bei den geretteten Sachen schon vorher gewählt werden müssen. Als der Vorsitzende daran anschließend an die Versammlung die Worte richtete: „Da werden wir jetzt solche Männer wählen!“ fiel aus der Mitte der Versammlung der Ruf: „Die ni salber stahl'n!“ Eine allgemeine Heiterkeit war die Folge dieser jedenfalls gut gemeinten Ergänzung. — In einer Sitzung der Gemeindevertreter in einem Dorfe des Kreises Trebnitz wurde über die Anlegung eines Holzsteges verhandelt. Dabei wurde jeder nach seiner Meinung gefragt. Ein Vertreter gab dieser nun in folgenden Worten Ausdruck: „Ich soa ni su und ich soa au ni asu; doah derno ni Gener soan soa: ich hätte asu oder asu gesoat!“

(Humor in englischen Schulen.) Aus den Schulprüfungen einer englischen Schule weiß der Manchester Guardian allerhand Drolliges zu berichten. Die Kinder hatten Aufsätze über die Haustiere zu liefern. Der eine schrieb: „Das Pferd sieht aus wie eine Kuh, aber es hat einen anderen Kopf.“ Ein anderer meinte: „Das Schwein kommt besonders in Irland vor und gehört dort zur Familie.“ Ein dritter bemerkte zu demselben Thema: „Das Schwein ist in Irland der Hund des Hauses, es lebt in den Stuben wie der Hund und es bezahlt die Miete.“ Die meisten armen Leute halten Schweine, um aus dem Ertrag die Wohnungsmiete beschaffen zu können. Schließlich äußert sich noch ein kleiner Schüler über das Schwein: „Wenn es heiß ist, so brennt die Sonne auf seine Haut. Das juckt das Schwein, und da wälzt es sich auf allem, was es kriegen kann.“

(Wiedersehen und Abschied.) Die folgende Szene, die sich beim Abgang des Schnelldampfers „Kronprinzessin Cecilie“ abgespielt hat, wird von einem Augenzeugen geschildert: Während das prachtvolle neue Schiff durch die Schleuse ging, spielte sich ein Vorfall ab, der von den wenigsten Zuschauern bemerkt wurde. Plötzlich drängte sich

Guido murmelte eine Verwünschung und wandte sich von ihr ab. Die junge Frau aber floh nach ihrem Zimmer und schloß sich ein; unter dem Vorwande eines Unwohlseins verließ sie dasselbe tagelang nicht.

Guido kimmerte sich nicht um sie; seine Frau um Verzeihung zu bitten, eine Veröhnung mit ihr anzubahnen, das fiel ihm nicht ein.

Um die Scharte auszuweichen, hatte er sich in eine zweite noch gewagtere Spekulation eingelassen und siehe da — diese gelang.

Stolz triumphierend kam er heim — die Türe seiner Frau war verschlossen.

Inmitten seines Freudentumfels besiel ihn eine Art ihm selbst fremder Bärtlichkeit für Rhona.

Einst hatte er sie geliebt, bis der maßlose Durst nach großem Reichtum jede andere Empfindung aus seiner Seele gedrängt hatte. Heute aber — im Vollgefühl seines geschäftlichen Triumphes — fühlte er das Bedürfnis, sich von ihr bewundern zu lassen. Er klopfte an die Türe.

Sie öffnete sofort; bleich, mit tief liegenden Augen stand sie ihm gegenüber. Sie mußte in diesen Tagen viel gelitten haben.

Mit brutaler Bärtlichkeit wollte er sie in seine Arme schließen; scheu wich sie vor ihm zurück.

„Nun, schmolst du etwa?“ rief er rauh.

„Ich hätte wohl Ursache dazu“, entgegnete sie mit bebender Stimme.

„Ach, Boffen! Komm her; gib mir einen Kuß. Ich habe gute Geschäfte gemacht. Du sollst einen

ein in den mittleren Jahren stehender Herr dicht an das Ufer heran und rief einem mit seiner Frau an der Schanzkleidung des Schiffes stehenden älteren Passagier erster Kajüte zu: „Fred, Fred, Dein Bruder Wilhelm möchte Dich noch einmal nach langen Jahren sehen, ehe es zu spät ist.“ — Man sah es dem Manne an, daß er einst ganz, ganz andere Tage gesehen haben mochte. — Der auf dem Schiff Stehende sah ihn eine Sekunde fest und starr an und während ihm Tränen des Schmerzes und der Freude in den Bart rieselten, griff er hastig in seine Brusttasche, entnahm ihr ein stark gefülltes Portefeuille, riß eine ganze Hand voll Banknoten heraus, dann aus dem Portemonnaie noch eine Hand voll Goldstücke hinzutugend, wickelte er alles in ein seidenes farbiges Halstuch, knotete es mehrfach zusammen, warf es dem am Lande Stehenden, der förmlich in Tränen schwamm, zu und rief: „Mein Bruder, mein Bruder, ach, daß ich Dich nicht früher gesehen. Dreißig Jahre, dreißig Jahre. Schreib mir sofort Washington postlagernd.“ Dann übermannte ihn der Schmerz und er wandte sich ab, sein Antlitz im Taschentuch verbergend. — Nicht zwei Minuten hatte der ganze Vorgang gedauert.

(Du mer de Gefalle un laß dich kappe!) Aus alten Gießener Tagen wird der „Köln. Ztg.“ die folgende galgenhumoristische Geschichte erzählt: Mein Großvater, der zu den Stiftern des Korps Starckenburgia in Gießen gehörte, pflegte eine Geschichte von einem „Kircherat“ E. und einem Raubmörder Heß folgendermaßen zu erzählen: Zu damaliger Zeit durfte niemand ohne vorheriges Einverständnis gerichtet werden. Das Kirchenrätchen gelangte nach vielen Bemühungen und guten Zureden endlich dazu, dem verstockten Heß ein volles, unumwundenes Eingeständnis seiner Untat abzuwürgen, und so fuhren die beiden eines schönen Morgens auf dem „Schimmerlaren“ in bestem Einvernehmen dem Richtplatze zu. Wer beschreibt aber das unwillige Erstaunen des braven Kirchenrätchens, als Heß kurz vor der Ankunft plötzlich erklärte: „Hr. Kircherat, ich haw es nit gedant!“ — „Ei, Heßche, was sinu das fir Spuze?! De hast's mer doch erscht vorgestern klipp und klar eingestanne!“ — „Ei, haw es nit gedant!“ — „Heßche, ich bitt dich, du mer de Gefalle un laß di kappe! Meinst de, mer hätt nig besseres z' dun, als de ganze Dag uff'm Schimmerlarre spazier z' jahre?“ — „Ei, haw es nit gedant, Hr. Kircherat!“ — Und dabei blieb das Heßche. Es konnte „nit gelöppt wern“ und die beiden fuhren zum Gefängnis zurück. Wenige Tage später läßt Heß dem Kirchenrat sagen, er habe es „doch gedant, er wär der Sach jetzt müd un mer möcht en nur de Garaus mache.“ Wiederum fuhren die beiden selbender hinaus. „Ei sag mer doch, Heßche, warum hast de nur die viele Umständ gemacht?“ — „Ei, das will ich Jue sage, Herr Kircherat. Hawe Se nit one uff der Anatomietrepp die velle Mädercher gesehn mit dene kurze Nock und de buntige Strampbeinmel. Die warn aus Buhbach und wollte de Heß kappe sehn. Da haw ich mer vorgenomme, dene will ich emal de

schönen Schmuck haben — ich werde ein großes Fest geben und ich will, daß du dabei die Schönste bist. So komm doch, soll ich noch lange warten?“ Und er streckte seinen Arm nach ihr aus.

Rhona trat noch um einige Schritte zurück. Leichenblässe deckte ihre Wangen, sie rang nach Atem. „Ich kann nicht“, brachte sie endlich hervor. „Ich kann nicht!“

„Was soll das heißen? Willst du mir gegenüber die Spröde spielen? Tausend andere wären froh, wenn sie an deiner Stelle sein, sich meine Gattin nennen könnten! Du tust ja gerade, als ob du zu mir herabgestiegen wärest — das schleht mir noch! Ich hätte viel reichere und schönere haben können, wenn nicht gerade mein Vater diese Verbindung so sehr gewünscht hätte. Ich war ein Tor, auf diese Wünsche einzugehen — wie ich jetzt sehe, würden sich die Tären der vornehmsten Patrizierhäuser vor mir öffnen — ich könnte eine Millionenbraut erlangen, wenn ich nicht schon gebunden wäre.“

Bei diesem rohen Ausbruche zuckte Rhona schmerzhaft zusammen: es war ihr als hätte ein Dolchstich ihr Herz getroffen.

Also um dieses Mannes willen war sie ihrer Liebe, sich selbst untreu geworden!

Wie hatte sie sich redlich bemüht, ihm Neigung entgegenzubringen, wie hatte sie sich bestrebt, ihren Pflichten gerecht zu werden — und nun mußte sie solche Worte hören! Sie war ihm zuviel im Hause,

Spaß gründlich verderbe.“ Sprach's und ließ sich ohne weitere Widerrede küssen.

Zeitgemäße Inschriften. Ein Teil der nachfolgenden Verse steht als Mahnung in den Barmer Anlagen. Während dort vorher viele auch die läble Gewohnheit hatten, das Butterbrot und anderes Papier wegzuworfen, so daß die Umgebung der Lagerplätze oft greulich aussah — Körbe änderten daran nichts —, wirkten folgende Verse, die man hier und da anbrachte, Wunder; man sieht seitdem keine Papierfetzen mehr herumliegen:

O Mensch, der du hier spazierst
Und Butterbrote mit dir führst,
Nimm das umhüllende Papier,
Das fettgetränkte, nicht von dir!
Wies's in den Korb! Du hast ja Zeit! —
Nichts geht doch über Reinlichkeit.

Alle Sorten Speisereste,
Flaschen, Scherben und Papier,
Dienen — Wandrer, merk's auf's Beste —
Platz und Regen nicht zur Zier.
Vrum dies alles hier hinein!
Und jeder wird sich freuen!

Bei Godesberg a. Rh. liest man folgende Mahnung:

Was in der Stube gilt als simpler Brand,
Das halte fest im Walde auch:
Läß niemals auf den Boden fallen
Papier, Orange, Eierfischen!
Halt rein und sauberlich das Waldlokal,
Dann bist willkommen du überall.

In den Wagen der Bahnstrecke Emmertal—Vornwohle waren früher, vielleicht auch jetzt noch, Karten der Gegend angeheftet mit folg. Versen darunter:

Bedenk', o Mensch, das leergegriffne Butterbrotpapier
Gereicht dem grünen Walde keineswegs zur Zier.
Bist fertig du darum mit deinem Schmause,
Stech ein's Papier und nimm es mit nach Hause!

[Eine böse Ahnung.] 1. Junge: „Mit meinen Ollen wird et alle Dage dölller; ich kraße nächstens aus.“ — 2. Junge: „Woso?“ — 1. Junge: „Ja, neilich blieb er uf de Straße vor een Schaufenster sehn, wo landwirtschastliche Zeräte ausjestellt waren.“ — 2. Junge: „Na, det is doch nich schlimm.“ — 1. Junge: „Ja aber — er fixierte die eene Dreschmaschine so!“

Aufgabe.

Der Name eines berühmten Künstlers unserer Zeit besteht aus sieben Buchstaben und läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen: Setzt man statt der Buchstaben des Alphabets die entsprechenden Zahlen also 1 statt a, 2 statt b usw., so ist die Summe der sieben Zahlen = 56. Die vierte Zahl ist dreimal so groß als die dritte, die sechste dreimal so groß als die vierte. Die Summe der ersten und siebenten ist gleich der Summe der fünften und doppelten vierten. Der Unterschied der zweiten und siebenten Zahl ist gleich der doppelten dritten.

Welcher Künstler ist gemeint? (i=j.)

Auflösung der dreißigbligen Charade in Nr. 128.

„Blindschleiche“.

eine Last, sie war ihm zu gering, zu wenig vornehm, nur ein Dorn im Auge.

Guido sah ihr Erbeben, ihr Erschrecken.

Ein Lächeln flog über sein Gesicht — so recht, sie sollte Respekt vor ihm haben.

„Nun, zier' dich nicht länger“, sagte er, den Arm um sie schlingend. „Ich werde doch bei meiner Frau nicht um einen Kuß betteln müssen.“

„Lieber sterben“, entfuhr es Rhona, indem sie ihn zurückstieß.

Da flammte in Guidos Augen jähder Born auf; er packte Rhona bei den zarten Handgelenken und schüttelte sie heftig.

„Elende Kreatur“, knirschte er, „du wagst es, mir zu widerstehen — du — du, die ich zu einer angeesehenen Frau gemacht habe!“

Er gab sie mit einer heftigen Bewegung frei, sie wankte und stürzte zu Boden, im Falle mit dem Kopfe gegen ein Möbelstück schlagend.

Guido eilte aus dem Zimmer, er schickte die Bode zu Rhona, indem er dem Mädchen sagte, ihre Herrin sei ohnmächtig geworden.

Rhona hatte sich nicht verkehrt, sie war nur betäubt von dem Falle und erholte sich bald.

Aber die seelischen Schmerzen waren empfindlicher als die körperlichen.

Tief empfand sie die Demütigung, an einen Mann gekettet zu sein, der nicht mehr die Frauenwürde an ihr achtete, und zum ersten Mal dachte sie daran, sich an ihren Vater zu wenden, er möge sie wieder nach Hause nehmen. (Fortf. folgt.)